

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 24. Juli 1895.

Verleger: Carl C. Gröschelstraße 8.

Telegramme.

Siebert, 24. Juli. In Folge Verlasses einer Dame trat der Rücktritt...

Hünflischen, 24. Juli. In Hünflischen sind 42 Arbeiter, die an einem...

Tonion, 24. Juli. Durch Verlassen eines Hofes einer Kanone bei einer...

London, 24. Juli. Wahlergebnis: Unionisten 354, Conserven 91...

Schöbe, 24. Juli. Ein Haufe von 150 Beduinen drang an Bord von 5...

Deutsches Reich.

Der Kaiser unternahm mit Gefolge am Montag Mittags 2 Uhr bei herrlichem Wetter eine Fahrt den Angermann...

Das Befinden der Kaiserin schreibt, wie die „Post“ hört, langsam der Besserung entgegen.

Zur Ausführung des Allerhöchsten Erlasses vom 27. Januar d. J. betreffend die Vereinerung der militärischen Ausbildung der Volksgenossen...

Monate September und März. Die Seminar Direktoren haben der „Berl. Kor.“ zufolge...

Der Besuch des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe beim Kaiser Franz Joseph...

Im Reichsamt des Innern wird im Zusammenhang mit dem Ausscheiden...

Vor einigen Tagen wurde gemeldet, daß dem Jaren ein Handschreiben Kaiser Wilhelms übermittelte worden sei.

Die Reichstagserversammlungen in Waldsee hat mit dem glänzenden Sieg des gemeinsamen Kandidaten des Bundes der Landwirthe...

auf die Beibehaltung der Antiksenen und Freisinnigen erneuert wurden, wenn man...

Der Stolper Bauernverein protestierte einstimmig gegen die fernerer Vertretung des Wahlkreises im Abgeordnetenhaus...

Die „Berliner Korrespondenz“ schreibt: Um die mit dem Reichsgesetz vom 14. April 1894 über die Aufhebung des Identitätsnachweises...

Die General-Kommissionen haben nach den neuerdings veröffentlichten Angaben bis zum Schluß des Jahres 1894 die Beschlüsse...

Die Roggenmühle.

Von E. Fabrow (Neuruppin).

„Das heißt die Blume, das heißt nicht in's Korn, das heißt nicht in's Korn, die Roggenmühle geht um da vorn!“

Es war im Juli in den Juristenferien, die ich bei meinem Freunde Alfred Meyers zubradete. Wir waren eine fröhliche Gesellschaft...

Ein's Abends saßen wir wie gewöhnlich im Hofkreise auf dem tollkühnsten Hügel...

„Das heißt die Blume, das heißt nicht in's Korn.“ „Aber gleich nach den ersten Tönen unterbrach ihn Grifa, die mit schmerzlicher Genugthuung...

„Was ist denn, Grifa? Wehst du nicht dieses Lied?“ „Sie aber, wie bezeichnend über ihre Erregung war auf ihren Sitz zurückgefallen...

„Ich will es lieber erzählen, wenn Ihr mich auch wohl auslassen werdet...“

„D, Grifa! — Unst, Kind! — Deine bekannte Phantasie!“

„Ihr laßt mich aus, wie ich es vorzöge! — dennoch ist es wahr, daß ich leider eines von den Sonntagskindern bin...“

„Das heißt die Blume, das heißt nicht in's Korn, das heißt nicht in's Korn, die Roggenmühle geht um da vorn!“

„Das heißt die Blume, das heißt nicht in's Korn, das heißt nicht in's Korn, die Roggenmühle geht um da vorn!“

„Aber gleich nach den ersten Tönen unterbrach ihn Grifa, die mit schmerzlicher Genugthuung...

„Was ist denn, Grifa? Wehst du nicht dieses Lied?“ „Sie aber, wie bezeichnend über ihre Erregung war auf ihren Sitz zurückgefallen...

„Ich will es lieber erzählen, wenn Ihr mich auch wohl auslassen werdet...“

„Ich sehe mit erhobener Hand, bis ich mich wandte und durch meine kleine Gasse zurückfloß...“

„An jenem Tage stand mein einziges Schwelmer auf scheidende Weise, sie wurde von einer Streuung geblüht, und die ärtliche Gültigkeit...

„Das zweite Mal“ fuhr Grifa fort, „sah ich die Roggenmühle im Fortschritt...“

„Und das dritte Mal trat sie aus dem Felde heraus, als ich vorbeiging...“

„Sie sagte mir an, bei der Hand nahm sie mich und führte mich mitten in das dicke Korn hinein...“

„Das zweite Mal“ fuhr Grifa fort, „sah ich die Roggenmühle im Fortschritt...“

„Und das dritte Mal trat sie aus dem Felde heraus, als ich vorbeiging...“

„Ich will es lieber erzählen, wenn Ihr mich auch wohl auslassen werdet...“

refend die Fürsorge für die Wittwen und Waisen der Personen des Soldatenstandes des Reiches und der Kaiserlichen Marine von Petersburg abwärts. Am 29. Juli erfolgt die Feststellung und Anweisung der Wittwen- und Waisengelder (Arbeitsministerium) (Departement für das Sozialwesen). Die Wittwen- und Waisengelder hat durch diejenige Person zu erhalten, welche mit der Zahlung der Personengebühren an die Militärkassen beauftragt sind.

* Die „B o I“ erzählt, der Kreuzer „Marie“ treffe am 29. Juli vor Zanger ein. Das Gerücht, daß auch das Kanonenboot „Poli“ sich nach vor Ende dieses Monats nach Zanger begeben solle, bestätigt sich nicht. Das Kanonenboot „Poli“ verließ Wien erst am 29. Juli und könnte daher vor Mitte August überhaupt nicht vor Zanger eintreffen.

* Ein Auswanderungsgeheimnis soll der „Kraus“ zufolge für die nächste Session vorbereitet werden. Der frühere von der Reichsregierung vorgelegte Entwurf ist bekanntlich nicht zur Veröffentlichung gekommen.

* Die vereinigten Gewerbetreibenden haben sich auf die Aufforderung des Reichstags bis in den Herbst für das Jahr 1894 auf über die Befreiung der Arbeiter von der Pflicht der Arbeitseinstellung eingetragene Beschränkung der Arbeitszeit der erwerbsfähigen Arbeiterinnen begeben hat. Diese Arbeitseinstellung, namentlich das Verbot der Nachtarbeit, hat in einigen Provinzen zu Entlassungen von Arbeiterinnen aus den Fabriken Veranlassung gegeben. Ein von Montenegro überigtes mehr als im Westen. Namentlich sind solche Entlassungen in Zuckerfabriken und Ziegelmägen erfolgt. In den ersten werden auch am Tage erst nur noch wenige Arbeiterinnen beschäftigt, was in den vorwiegend auf den landwirtschaftlichen Erwerb angewiesenen Handarbeitern umso mehr zu beklagen ist, als die Saisonarbeit in den Zuckerfabriken in den Winter fällt, und während derselben in den genannten Gegenden wenig Beschäftigung zu finden ist. Uebrigens sind Arbeiterinnenentlassungen auch in Textilfabriken, Bettungsdruckereien, Papier- und Wappfabriken, Weichbleichfabriken u. s. v. vorgekommen. Aus der Festlegung des 11stündigen Normalarbeits-tages für die Arbeiterinnen haben sich Anstreifungen nicht ergeben. Dagegen haben die Bestimmungen über den Arbeitslohn am Vorabend von Sonn- und Festtagen, sowie über die etwaige 1/2 stündige Mittagspause für Arbeiterinnen, die ein Hauswesen zu betreiben haben, vielfach Mißbilligung hervorgerufen. Die Arbeiterinnen bedauern hauptsächlich das Verbot der Sonntags- und Sonnabendsarbeit als des Berufsgrundes und Abend- und Nachmittagsarbeit durch die erste Festlegung und, und die Arbeiterinnen selbst beklagen vielfach den Verlust von Arbeitslohn, welcher ihnen durch die Anordnungen entfällt. Ganz ohne Einfluß auf die Lohnverhältnisse sind die Arbeitsbeschränkungen überhaupt nicht geblieben. Das merkt man deutlich an dem Preis der Arbeiterinnen, die zu dem daraus, daß die Arbeitsbeschränkung doch nicht, wie dies vielfach angenommen wurde, durch eine Erhöhung der Arbeitsleistung völlig ausgeglichen werden konnte. Jedenfalls geben die Verträge der Gewerbetreibenden über die Höhe der Lohnfrage die Kunde, daß man mit der Arbeitsbeschränkung in der Lohnfrage nicht rechnen kann, weil dieselbe nur allzu leicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiterin selbst einen ungünstigen Einfluß ausüben können.

* Der „Nationalzeitung“ zufolge stellt der Bericht des amerikanischen Handelskonsuls in Berlin eine Zunahme des Exportes nach Nordamerika aus dem Konsulatsdistrikt Berlin um 35 Millionen Mark für die Zeit vom 1. Juli 1894 bis zum 30. Juni 1895 fest. Der Export nach Nordamerika betrug im ersten halben des letzten Jahres 10 Millionen Mark; im zweiten halben 14 Millionen Mark; im vierten um 5 844 995 Dollars. Seit dem 1. Juli dieses Jahres erhöht die Ausfuhr noch eine weitere Steigerung.

* Ein Leitartikel der „Nord. Allg. Ztg.“ bepricht die politische Lage auf der Balkanhalbinsel und warnt mit Rücksicht auf die dortigen unfernen Verhältnisse vor „allzu großen Verwünschungen.“ Auf alle Fälle sei Deutschland in den Vorkämen in Bulgarien nicht unmittelbar berührt, wenn auch innerlich durch das Interesse veränderter und beschränkter Weite Anlaß gegeben sei, der weiteren Einwirkung der Dinge mit Aufmerksamkeit zu folgen. Der hierbei eingenommene Standpunkt der gegenwärtigen Reichsregierung sei unerwünscht. Derlei geschähe, wie er von den früheren Leitern der deutschen Politik mit Bezug auf die inneren Angelegenheiten der Balkanstaaten charakterisiert wurde. Der „macedonischen Frage“ legt die „Nord. Allg. Ztg.“ keine Bedeutung bei, da eine gegnerische Türkei gerichtete aufständische Bewegung von keiner Seite her aus dem Auslande auf Unterstützung oder Begünstigung zu rechnen habe. Ein Anlaß zu irgend welchen Maßnahmen Deutschlands liege nicht vor; im Gegenteil könnte eine deutscher Seite getroffene Vorkämen bis jetzt unbedingte Bemühungen hervorgerufen und nähren.

Spaniens Kampf auf Kuba

nährt nun schon eine Reihe von Monaten, das Ende derselben ist aber einzuholen noch gar nicht abzusehen. Weder das diplomatische noch das militärische Talent des Marschalls Martinez Campos haben dem Aufstände selbst irgend nennenswerthe Vortheile abzugewinnen vermocht, vielmehr breitet sich derselbe langsam aber stetig aus, und man erhält aus allen betriebsreichen Meldungen den Eindruck, daß die spanische Sache sich halb verlor. In Spanien herrscht ob des Standes der Dinge auf Kuba begriffliche Unzufriedenheit. Man läßt es sich nicht nehmen, daß Kuba aus eigener Kraft den regulären Truppen unter Führung eines Martinez Campos unmöglich so lange und so große Widerstände könnte. Es müssen also mehrere Spanien feindliche Faktoren zusammenwirken, um die Ausdauer und die Energie der aufständischen Bewegung erklären zu machen. Diese Faktoren aber lassen sich, nach spanischer Anschauung, unter dem einen Namen: America, zusammenfassen.

America, genauer die nordamerikanischen Union, steht mit seinen Sympathien und vielleicht mit noch etwas mehr auch Seiten der kubanischen Insurgenten. Das unlängst vom Kaiser „Higaro“ veröffentlichte Interview des amerikanischen Botschafters in Paris Mr. Curtis, hat auf der Presseanbahnung ungenießbar viel böses Blut gemacht. Die nachträglichen Dementis der genannten Diplomaten in den Mund gelegten für das spanische Selbstgefühl allerdings sehr wenig schmeichelhaften Meinungen haben ihren Zweck verfehlt. Die öffentliche Meinung Spaniens war schon lange von Argwohn gegen die amerikanische Republik erfüllt gewesen; das „Higaro“-Interview des Botschafters schloß dieses Gefühl nur den bekannnten letzten Tropfen dar, der das Gefühl des nationalen Mißbehagens in Wuth übertraf. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind demgemäß heute der Sündenbock, den die öffentliche Meinung Spaniens braucht, um nicht nöthig zu haben, die Fehler der eigenen Kolonialverwaltung auf Kuba, die schon oft genug von Kernen der Insel als Mißverwaltung beschildert und nachgewiesen worden, für das Fiasko der auf Wiederwerfung des Aufstandes abzielenden Bestrebungen verantwortlich machen zu müssen. Evidentlich ist die gegen Amerika entstandene Antipathie erheblich über das Ziel hinaus. Denn wenn auch unbestritten bleiben soll, daß unter der Hand von dort aus dem Aufstande materielle und moralische Unterstützung in ausgiebigem Maße

zu Theil geworden ist und noch wird, hat doch die Washingtoner Regierung offiziell bis jetzt keine Runderhebung enthalten, welche als Verstoß gegen die zwischen Amerika und Spanien herrschenden forresten Beziehungen hätte gedeutet werden können. Aber freilich kann man in Washington die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß Kuba gleichsam der Herz der eigenen Partei liegt; daß Spaniens Verwaltung auf Kuba diese Insel dem Mutterlande seit langem förmlich entfremdet hat, und daß in demselben Maße wie das Gerücht der inneren Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande in der Kolonie verlor, die Anziehungskraft der Vereinigten Staaten sich vergrößert. Auch in der Politik hat das Extraditionsgesetz seine Geltung, und man wird bei Zeiten dem Gedanken Raum geben müssen, daß Spanien, ehe es selbst darüber verliert, den Plan auf giebt, Kuba mit Waffengewalt an sich zu fesseln.

Bulgarisches.

Der „Standard“ veröffentlicht einen Brief Stambuls, in dem sein Korrespondent in Konstantinopel vor wenigen Wochen erhalten hat. Der Brief lautet:

„Stambul verweigerte mich den Fuß. Ich bin daher gezwungen, hier in Wien, mit meine Gedanken zu teilen und, daß in demselben Maße wie das Gerücht der inneren Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande in der Kolonie verlor, die Anziehungskraft der Vereinigten Staaten sich vergrößert. Auch in der Politik hat das Extraditionsgesetz seine Geltung, und man wird bei Zeiten dem Gedanken Raum geben müssen, daß Spanien, ehe es selbst darüber verliert, den Plan auf giebt, Kuba mit Waffengewalt an sich zu fesseln.“

Die „Svoboda“ veröffentlicht eine Erklärung der Anhänger der Slavophilen, in der sie sich für die Partei trotz des Todes ihres Führers nicht auflösen, sondern dem Kampfe für die Unabhängigkeit des Vaterlandes fortführen werden. Petroff, welcher die Führung der Partei übernimmt, erklärt, das Parteiprogramm bleibe dasselbe wie bisher, nämlich Kampf gegen den russischen Einfluß und Hochhaltung des Grundgesetzes der Unabhängigkeit Bulgariens. Dieses Programm wurde von allen Parteidelegirten, die zum Begründnisse Stambuls gekommen waren, angenommen. — In einem Artikel, betitelt: „Wer sind die Mörder Stambuls?“ führt die „Svoboda“ eine Reihe angeblicher Thatsachen an, durch welche neuerdings verjährt wird, den Bräutigam Ferdinand die Mitverantwortung für den Tod Stambuls zuzuschreiben.

Wie aus Karlsbad telegraphirt wird, hat Fürst Ferdinand von Bulgarien seinen Aufenthalt in diesem Badeorte bis Mitte August verlängert. Seine Gemahlin, die Fürstin Marie Luise, welche ursprünglich erst Mitte August das Gut Schwarzau verlassen wollte, in welchem sie zur Zeit sich aufhält, um dann in Ebenfall mit dem Fürsten zusammenzukommen, ist gegenwärtig von dort abgereist und hat sich ebenfalls nach Karlsbad begeben. Man ist in der politischen Welt geneigt, dieser Reise eine besondere Wichtigkeit zuzuschreiben. In Wiener Kreisen scheint man dieser Reise besondere Bedeutung zulegen zu wollen, wie aus nachfolgender Meldung erhellt.

Der Reichswed der Fürstin Marie Luise ist, den Fürsten Ferdinand vor die Alternative zu stellen, entweder allein nach Bulgarien zurückzukehren oder zu abdienen. Die Fürstin ist entschlossen, mit ihrem Sohn Boris vorläufig nicht nach Sofia zurückzukehren.

Wir lassen es dahingestellt, ob in der That die Gemahlin des Fürsten Ferdinand, um in ein so gewaltsames Dilemma zu zwingen Willens ist. Jedenfalls aber zeigt der Vorgehen selbst, daß die Familie des Fürsten von Bulgarien die Ereignisse in Sofia nicht mit so viel Gleichmuth betrachtet, als es bisher das Oberhaupt des Fürstentums selbst für sich zu befinden hat.

Der „Standard“ meldet aus Konstantinopel, daß das bulgarische Cabinet demissionirt habe, weil es sich nicht so sehr, als dem russischen Einfluß zu widerlegen. In dem betreffenden Telegramm heißt es weiter, daß der bulgarische Thron in allerhöchster Zeit mit einem russfreundlichen Fürsten besetzt werden wird.

Anlässlich der Vorgänge bei dem Begründnisse Stambuls tritt in der Berliner Presse, auch in derjenigen, die sich bisher ziemlich zurückhaltend zeigte, immer mehr die Auffassung auf, daß man nur zwischen zwei Dingen die Wahl habe: entweder sympathisire die Polizei mit dem Gendarmen in Sofia, oder aber sie habe alle und jede Macht verloren und sei ein willenloses Spielzeug in der Hand der allerniedrigsten Elemente. In der That bleibt gar keine andere Wahl übrig, und es scheint, daß der Sturm, der von der Regierung freigesetzt worden, die Wellen jetzt über ihre eigenen Köpfe wegwälzt. Wenn die Mängel, die den Nordbulgarern anhängen, bedacht haben, von der Speculation ausgegangen sind, daß sie sich damit den warmen Dank Russlands verdienen würden, so können sie jetzt schon sehen, daß diese Rechnung verkehrt war. Unzufriedenheit hatte die letzte Zeit eine Annäherung an Russland gebracht, aber nach der Sprache der russischen Presse muß man annehmen, daß die Ermordung Stambuls den Bulgaren bei den Russen mehr geliebt als genützt hat. Stambul war den Russen ein entschlossener und erfolgreicher Gegner gewesen, man griff ihn deshalb auf heftigste an, aber selbst die Russen konnten sich eines Bewußtseins der Wirkung vor diesem Manne nicht erkalten, und allenfalls nur bei dem Gedanken an eine größere persönliche Achtung vor dem Begründnisse Stambuls, als vor seinen Nachfolgern, die jetzt an seiner Stelle eine willkürliche Haltung beobachten. Die Verschlagung und Hinführung des Bräutigams, seine Vertraulichkeit mit den Fäden des bulgarischen Volkscharakters muß bei der Beurtheilung der Lage allerdings berücksichtigt werden. Höchst bezeichnend sind folgende russische Pressstimmen. Grafshain:

„Wahrscheinlich wird der russische Thron jetzt und die der Anschlag. Die Polizei, gleichsam im Einklang mit den Mörder, verschwindet in der Geschichte von der Straße vor der Ungläubigkeit in die Höhe tritt. Gerade die Geschichte der Demoralisation: Hier bemessene Schritte vollzogen an einem Unbekannten einen politischen Radikal, indem sie die Freiheit der Polizei sich zunutze machen. Als Stambul auf dem Gängel seiner Hand hat, das sind für ihn einmüde, der auch nur die Stimme gegen die Hand hat, die die Hand hat, die die Hand hat. ... Dieses Land klopft sich vor Freude, bis zu welcher niedriger Stufe die politische Moral in Bulgarien gesunken ist, und weiß auf eine Befreiung aus Anarchie.“

Prognostik.

Die ganze Art des Ansehens gegen Stambul läßt die Schuldigen in Bulgarien finden, denn obwohl er in der letzten Strafe selbst sich erging, so erschien doch kein einziger Gendarm, um den Unglücklichen zu fesseln, kein einziger Minister besuchte den Verurtheilten auf seinem Todtenlager, und Petroff selbst erhebt, daß er mit eigenen Augen gesehen habe, wie die Polizei geflohen sei. Wenn aber die Feinde Stambuls darauf gehandelt haben, sich seiner durch einen Gewaltakt zu entledigen und auf die Seite des Bundes seiner Macht zurückzugewinnen, gegen die Stambul mit unumwundener Ungerechtigkeit agitirt hat, so haben sie sich fast verkehrt. Diese wilde Execution, die an einem Menschen vollzogen wurde, der Bulgarien allerdings viel über alles aufgeführt hat, der aber jedenfalls für das Land mehr bedeute als irgend ein König von Kuba, macht die Lage der jetzigen bulgarischen Regierung und des Bräutigams nur noch schmerzlicher: dem Bräutigam von Kuba kann übrigens schneiler als Bulgarien „heimgeführt“ werden, als er gläubt.“

Belgien.

Sozialistische Hoffnungen. Als der König einen Vollstreckungsbescheid, wurde er mit den Worten „Nieder mit dem Schulleger“ empfangen, während Andere mit dem Rufe „Es lebe der König“ antworteten. Mehr Personen wurden verhaftet. Als die Menge die Verhafteten befreien wollte, zog die Polizei blank und nahm Verhaftungen vor. Von den verhafteten Personen werden zehn wegen Verleumdung bestraft werden. Sieben andere werden wegen Verleitung von Ausruhen ohne Angabe des Druders unter Anklage gestellt.

Aus Nah und Fern.

Water Buid. Von einem Belgiana-Gesellschaft (in Braco (Traz) in der Nacht im Saug mit seinem im Schlaf liegenden sechs Jünglingen, welche im Verdacht standen, einige Einwohner aus dem Hinterlande erschossen zu haben, in die Luft geschleudert worden. Alle sechs Jünger wurden sofort getödtet.

Aus der „Chrenlegion“ geführten. Wie der „Martin“ mittheilt, hat der Erbprinz der Chrenlegion bereits im April die Erziehung des Königs Simeon und dessen Sohn Simeon aus der Chrenlegion verläßt. Die Erziehung erfolgt auf Grund eines Strafprozesses gegen beide, worin sie zwar freigesprochen worden, aber mit moralisch verurtheilender Mißbilligung. Herr v. Erlanger, der gegenwärtig den Hofen eines griechischen Generalconsuls in Paris inne hat, nahm die Erziehung ohne Widerspruch an. Die ganze Erziehung dieser beiden Prinzen wird in der Chrenlegion unter Aufsicht eines 50-jährigen angeblichen Vardargebirgen mit saltem Neid aus dem Namen Verbund Schwarzau aus Kanda (in Braco) lautend. Im Jahre des Verbundes fand man 15 000 K. in (Braco und Schwarzau) gefunden; man vermuthet, es mit einem gefährlichen Verbrecher zu thun zu haben.

Beim Hilfscomitee in Bräc sind bereits 120 000 Gulden Hilfsgegenstände eingegangen, darunter 50 000 Gulden von der Bräuer Bergbauergesellschaft. Weitere erklärt sich zu einer billigen Vergütung aller Schades direct; sie glaubt mit einer Million dabei auszukommen. Eine recht feine Lebensstellung hat ein Mann in New-Dagen (Connecticut) angetreten. Er hat nämlich in einer dortigen Fabrik das Ansehen zu machen. Dafür erhält er den Lohn von 20 Dollars monatlich, kann aber dabei, wenn er will, in einem geritzten werden. Alle seine Vorgänger hat auf die Weite geschickt. Und dennoch hatten sich außer ihm noch 30 Andere um die Stellung beworben.

Geuoffe Albert, der Führer der Düsseldorf Sozialisten und Vertreter der „Niederrheinischen“, hat sich gestern Sonntag in Bräc. Das Motiv des Selbstmordes ist unbekannt. Die Untersuchungskommission, welche die Ursache des Zusammenstoßes der Dampf-„Maria“ und „Dingha“ festzustellen hat, arbeitet unangenehm. Es scheint festzustellen, daß die Schuld dem zweiten Kapitän der „Maria“ trifft, welcher freiwillig den Tod in dem 20. Lebensjahre, kann aber dabei, wenn er will, in einem geritzten werden. Alle seine Vorgänger hat auf die Weite geschickt. Und dennoch hatten sich außer ihm noch 30 Andere um die Stellung beworben.

Die Unterzeichnungskommission, welche die Ursache des Zusammenstoßes der Dampf-„Maria“ und „Dingha“ festzustellen hat, arbeitet unangenehm. Es scheint festzustellen, daß die Schuld dem zweiten Kapitän der „Maria“ trifft, welcher freiwillig den Tod in dem 20. Lebensjahre, kann aber dabei, wenn er will, in einem geritzten werden. Alle seine Vorgänger hat auf die Weite geschickt. Und dennoch hatten sich außer ihm noch 30 Andere um die Stellung beworben.

In Folge des Besuchs Kaiser Wilhelms begab sich gestern der deutsche Botschafter in Sofia, Schwegens, in offizieller Form zum Bürgermeister, um denselben, wie gewöhnlich, über den Anlaß des Untertrages der „Maria“ zu unterrichten. Der Bürgermeister dankte höflich gerührt und bat den Generalconsul, Dr. Weisheit, dem Kaiser den Dank der Stadt Kuba zu übermitteln. Der Bürgermeister machte dem König Humbert telegraphisch von dem Stande des Kaisers Mittheilung.

Sport und Jagd.

- Rennen zu Berlin-Spargarten. Zweiter Tag, Dienstag, den 23. Juli. Rennen. I. Spornrennen. Der Union-Club garantiert 6000 M für den Sieger. Ditt. 1000 Meter. Fürst Gehlenke-Dehringens' br. S. „Andolf“. Herr Müllersberg's F. St. „Wahrheit“. Tot: 77: 20. Platz: 63 und 61: 50.
- II. Spargarten-Chrenpreis. Chrenpreis und 10 000 M. Rennen. Der Union-Club garantiert 2400 M. Herr C. v. Rang-Pachhof's br. St. „Marie de Dijon“. Hauptmann S. v. Wolinski's br. S. „Eperber“. Tot: 43: 20. Platz: 55 und 55: 50. Glatz vom Start und von Anfang an in flotter Fahrt, kam das Feld auf die Weite, auf der Glatz anfangs das kommandirende war. In der letzten Viertel wurde er von dem Gegner überholt und der Stute, das sich bald zu Gunsten von Marie de Dijon entschied, die nach einer leichten Aufforderung von dem Gegner festsetzte und ihn im Ziel fünfviertel Länge hinter sich ließ.
- III. Frensch-Handicap. Ausbeute 8000 M. Für Gesellschaft. Ditt. 1000 Meter. Fürst Gehlenke-Dehringens' br. St. „Altra“. Herr C. v. Rang-Pachhof's F. St. „Zecofola“. Herr v. Gumbelstein's F. St. „Smpofant“. Tot: 143: 20. Platz: 88, 72 und 164: 50.
- IV. Frensch-Handicap. Ausbeute 8000 M. Ditt. ca. 2000 Meter. Ditt. 1000 Meter. Fürst Gehlenke-Dehringens' br. St. „Altra“. Herr C. v. Rang-Pachhof's F. St. „Zecofola“. Herr v. Gumbelstein's F. St. „Smpofant“. Tot: 143: 20. Platz: 88, 72 und 164: 50.
- V. Frensch-Handicap. Ausbeute 2000 M. Ditt. ca. 2000 Meter. Herr v. Gumbelstein's F. St. „Smpofant“. Herr C. v. Rang-Pachhof's F. St. „Zecofola“. Herr v. Gumbelstein's F. St. „Smpofant“. Tot: 143: 20. Platz: 88, 72 und 164: 50.
- VI. Frensch-Handicap. Ausbeute 2000 M. Ditt. ca. 2000 Meter. Herr v. Gumbelstein's F. St. „Smpofant“. Herr C. v. Rang-Pachhof's F. St. „Zecofola“. Herr v. Gumbelstein's F. St. „Smpofant“. Tot: 143: 20. Platz: 88, 72 und 164: 50.
- VII. Frensch-Handicap. Ausbeute 2000 M. Ditt. ca. 2000 Meter. Herr v. Gumbelstein's F. St. „Smpofant“. Herr C. v. Rang-Pachhof's F. St. „Zecofola“. Herr v. Gumbelstein's F. St. „Smpofant“. Tot: 143: 20. Platz: 88, 72 und 164: 50.



(Nachdruck verboten.)

Von Bruderhand.

29] Roman von Doris Frein v. Spätigen.

„Arme kleine Thuselda, wie hoffnungsfreudig — und dann wie bang und kummerſchwer mag einſt dieſes junge Herz gepocht haben,“ flüſterte der Prinz, das Eiſenbeinetui gegen das Licht der Lampe haltend. Aber die Thränen, die über ein unverſchuldetes hartes Geſicht den ſchönen Augen entſtrömt ſind, ſollen nicht umſonſt vergoſſen ſein. Dein Fleiſch und Blut — Dein Ebenbild hat die Vorſehung ſich auſerkoren, die einſt an Dir begangene Schuld zu ſühnen. Wie ſeltſam und wunderbar greifen Menſchenſchickſale doch zuweilen in einander!“

„Faſt zärtlich ſanft, ſo wie man ein Kind zur Ruhe bettet, legte Carlos das Miniaturbild in ein Schuſſfach des Sekretärs und verſchloß daſſelbe.“

Spät am Abend als im Schloß Alles längſt zur Raſt gegangen war, wandelte der einſame junge Gebieter immer ruhelos durch ſein Schlafgemach. Ein eigenthümlich hoffnungsſeliger, ſtrahlender Ausdruck lag auf dem männlich ſchönen Geſicht, als er halb ſchüchtern, halb zuverſichtlich die ihm heute von ſeiner Mutter geſchriebenen Worte überlas:

„Seit ich eine alte himfällige Frau geworden bin und ohne die ſichere Stütze von Joachims jugendkräftigen Armen nicht mehr durch das Zimmer zu ſchreiten im Stande bin, lebt nur noch ein Wunſch und ein Gedanke in meinem Innern — nicht aus egoiſtiſchen Regungen, denn wahrlich, an mich denke ich dabei zulezt — nämlich: das theuere, aufopfernde Mädchen dauernd an unſer Haus zu ſehen, mein Carlos!“

„Was meinte die Mutter wohl nur mit dieſem ſonderbaren Ausſpruch?“

XV.

„G ü t r o w, den 12. Januar 1891.“

„Mein lieber Archibald!“

„Les beaux esprits se rencontrent! Eben dabei, Dir zu ſchreiben, bringt man mir Deinen Brief.“

„All right! würde Dein vortrefflicher Schwiegervater Hr. Keller in ſeiner unſchütterlichen beneidenswerthen Ruhe ausruſen. All right, ich werfe die angefangene Epistel ins Feuer und beginne von Neuem, da ich nicht unterlaſſen kann, Dir zu verſichern, mein alter Freund, daß Deine Worte alle müßigſt errungene Vernunft und Faſſung wieder über den Hauſen geworfen haben. Draußen tobt der grimelige Nordoſt und ſeit Neujahr ſchwankt das Thermometer permanent zwiſchen 13 und 17 Grad unter Null, allein als ich Dein Schreiben zu Ende geleſen hatte, war es mir, als ob die Sonnengluth eines Julitages mir das Blut ins Geſicht triebe. Alle Wetter, Archibald, haſt Du Dir auch überlegt, welches Unheil ſolche Kunde anzurichten vermochte — ähnlich dem glimmenden Zunder in einem mit Exploſionsſtoffen angefüllten Faß!“

„Wenn dieſe Zeilen in Deine Hände gelangen, bin ich bereits auf dem Bremer Lloyd-Steamer und dampfe gen Amerika, denn Worte wie „Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es heiß iſt, daher rathe ich Dir, mein lieber Tavo, komme bald nach Waſhington,“ — ſolche Worte laß ich mir ſicher nicht zweimal ſagen. Das Wie und Wann ich jezt ſchon, und nicht, wie ich mir vorgenommen, im Juni, wenn die Roſen blühen, kommen ſoll, wißt Du mir ja mündlich auseinanderſetzen, nicht wahr? Zu meiner höchſten Befriedigung ſehe ich nun, daß ich bei Eurer ſtuchartigen Abreiſe von hier Dir und Deiner reizenden Frau meine Geheimniſſe nicht umſonſt offenbart und ans Herz gelegt habe. Wahrlich, Ihr ſeid mir treue Freunde und wißt für mich — das vergeſſe ich Euch mein Lebtag nicht. Es iſt mir auch eine koſtliche Beruhigung, Euch bei den Jefferſon's zu wiſſen, denn dort drüben ſo ſans façon — ohne vorherige Ankündigung eintreffen zu müſſen — oh my! Da würde der ſchlaue und als reddegewandt bekannte Tavo Schreckenſtein wohl eine recht klägliche

Rolle ſpielen! O, alter Arn, was wird das für ein Wiederſehen werden!

„Aber ſtaunen wißt Du über meine Sprachkenntniſſe! Ich glaube, ich denke jezt ſchon auf engliſch, und wenn ich im Traume meinen Reitknecht außſchelte, ſo geſchieht das natürlich ebenfalls auf engliſch. Was ich während dieſer letzten Monate gethan und getrieben, wißt Du wiſſen? hm — das iſt ſchnell geſagt. Ich führe ein Daſein, wie mein ſeltiger Großvater es etwa geführt hat — patriarchaliſch, beſchaulich, des Abends, nach des Tages Mühen und Laſten, zünde ich mir am Kaminfeuer eine Pfeife an und laſſe mir die Zeitung vorleſen.“

„Ja, ja, mein lieber Archibald, der wilde Tavo iſt recht zahm geworden und blickt nur noch mit Bedauern und mitteleidigen Achſelzucken auf ſeine vielen Jugend-Thorheiten nieder. Dieſe Wandlung vollzog ſich, wie der Bliß! — Du weißt es am beſten, was es heißt, durch ein Paar ſchöner, reiner Frauenaugen gebannt zu ſein! — Laſſe Dich indeß durch den Schelmhumor dieſes Briefes nicht etwa irre führen, meine Stimmung iſt trotzdem oft ganz fürchterlich herabgedrückt und ich bewundere Dich, daß Du es zu Wege gebracht, Dich in ſolcher Weiſe zu emanzipiren — da verlöre der Zehnte die Courage. Armer Freund, Dein Glück iſt aber ſchwer erkauf. Ich fühle tief und aufrichtig mit Dir, glaube mir, Arn, und ich muß geſtehen, — ich bin ſo ſanguiniſch — noch immer auf einen Ausgleich zu hoffen. Dein Vater iſt ja ein viel zu edler und gerecht denkender Mann, als daß er im Stande wäre, auch ſpäter noch ſeinen Segen zu verweigern. Wer weiß, welche verderbenbringenden Einſtöße den alten vortrefflichen Herrn in ſolche feindselige Stimmung verſetzt haben! Allein die Zeit wirkt mildernd und verſöhnend. Beſtehen doch auch zwiſchen dem Fürſten und mir einige Differenzen, deren unſchuldige Urſache wohl einzig nur in dem verhängnißvollen Beſuche Georgina Jefferſon's zu ſuchen iſt.“

„Ob ich wirklich geſehlt habe — gegen Deine Schwieſter?“

Ob ich durch meine allzu große Indolenz und unbefangene Vertraulichkeit mit ihr thörichte Hoffnungen in ihrem Herzen erweckt habe? Ich vermag es nicht zu ſagen. Abſichtlich geſchah es nicht. Seit Prinzessin Brigitte das Elternhaus verlaſſen hat und in Berlin weilte, habe ich nichts mehr von ihr vernommen, was mir — verzeihe dieſe Offenheit — eine wahre Wohlthat und Beruhigung iſt. — Zum Schluß aber noch ein Wort über Deinen Bruder. Ich beſuchte ihn vor einigen Tagen und habe, nachdem er mich zu Tiſche einlud, auch noch den ganzen Abend mit ihm verbracht. Man ſagt zwar, die Zeit der Wunder ſei vorüber. Das iſt eine irrite Auffaſſung, denn gerade hier hat die Hand des Höchſten wieder einmal etwas vollbracht, was unſere armſelig kurzen Begriffe kaum zu faſſen vermögen. Carlos iſt vollſtändig geheilt. Auch nicht der leiſeſte Schatten jenes düſteren Leidens iſt zurückgeblieben. Jeder Gedanke, jedes Wort, jede Handlung beweifen wieder den geiſtesſtarken Mann, den einſtigen Diplomaten. Ich ſtaune oft, mit welcher Klarheit und Schärfe des Blickes er die ſchwierigſten Dinge erfaßt und zu beurtheilen verſteht. Dabei wirken der ruhige Ernſt und die Würde und Beſtimmtheit ſeines Weſens wahrhaft imponirend. Der Fürſt würde jezt ſeine Freude haben, wenn er ſehen könnte, wie gut ſeine eigene gewichtige Perſon hier durch den Sohn vertreten iſt. Was mich aber mit am meiſten freut, iſt, daß Carlos mit dem alten Schleicher Freitag durchaus kein Federleſens macht. Er ſieht ihm, glaube ich, hölliſch auf die Finger, was dem Herrn Kabinetſrath vielleicht gar nicht angenehm ſein mag.

„Net ſo! Mir iſt der Kerl ſchon widerlich auf zehn Schritte Diſtanz, weil ich die Ueberzeugung habe, daß auch nicht eine noble Ader in ihm iſt. Höre die neueſte Geſchichte, die über Freitag hier in der Umgegend kursirt:“

„Eine Dame aus der Nachbarschaft, deren Hauſe der Herr Kabinetſrath ſchon ſeit langen Jahren befreundet war, hatte ihm ganz gelegentlich ein paar geſchäftliche Fragen vorgelegt. Man behauptet ja, Freitag wäre auf zehn Meilen im Umkreiſe der ſchlaueſte Jurift. Kurz da Frau v. W. wohl die kleine Angelegenheit als zu geringfügig betrachtete und den gutſituirten

Mann nicht um eine Liquidation angehen wollte, überbandte sie ihm um Weihnachten eine eigenhändig gearbeitete, sehr schöne Decke, in der Erwartung, daß ihr Angebinde dem alten Herrn ein wenig Freude bereiten würde. — Im Geiste sehe ich Dich lachen, lieber Archibald — ja, weiß Gott, ich habe auch gelacht, daß mir die Thränen herunterliefen. Wie lautete des Herrn Kabinettsrath Antwort? In einem ziemlich kühlen Dankschreiben an Frau v. W. ließ er die klassische Bemerkung fallen, daß er dergleichen Sachen, wie Stickereien und Handarbeiten, absolut nicht zu würdigen verstehe, daß es nur zwei Dinge gebe, für welche er sich wahrhaft interessire, das seien: Delgemälde und baares Geld!! Bravo! Was sagst Du dazu? — —

„Sobald ich in New-York gelandet bin, erhältst Du ein Telegramm, welches Dir Tag und Stunde meiner Ankunft in Washinton melden soll. Für Dich, Du weitgereiseter Mann, bedeutet solche Tour allerdings nichts. Aber ich selbst muß gestehen, daß mir das Herz doch ein wenig klopfet bei dem Gedanken, mir aus der Bundesstadt der United States — meine — — doch still, der Gegenstand ist zu heilig, um dumme Späße darüber zu machen. Möge die gütige Vorsehung über dieser Reise-wachen! Wie Du es anstellen wirst, meinen Besuch bei Jeffersons anzukündigen, das überlasse ich Deiner diplomatischen Beredtsamkeit, mein alter Arty. Beiläufig magst Du nur Miß Georgina mein unterthäniges Kompliment zu Füßen legen.

Prinzessin Thusnela — wie schön das klingt — empfiehl mich bitte angelegentlichst und sei Du ärtlich umarmt von Deinem alten treuen Freunde Lavo Schredenstein.“

Der Empfänger dieses Schreibens saß in einem prächtig möblirten saalartigen Gemache des eleganten Braunsteinhauses Mr. Edwards B. Jefferson zu Washington und blickte nach dem Lesen des Briefes sinnend, allein voll Befriedigung vor sich hin, während ein älterer Herr, dessen charaktervoll geschnittenes Gesicht unverkennbar an Miß Georgina's Züge gemahnte, über die Zeitung hinweg zuweilen forschende Blicke nach seinem Gegenüber warf. Nach einer Weile fragte dieser anscheinend unbe-

fangen, jedoch mit dem Ausdruck innerlicher Erregung um den völlig glattrasirten Mund.

„Gute Nachrichten aus Deutschland, wie ich hoffe, Archibald? Nun, lang und inhaltsreich scheint das Schreiben ja zu sein!“

„Danke, sehr gute, Mr. Jefferson,“ entgegnete der Angeredete lachend und schob das mit kräftigen Schriftzügen bedeckte Papier in die Tasche.

„So — hm, das freut mich!“ Mr. Jefferson vertiefte sich wieder für einige Sekunden in die Lektüre des „Herald“ darauf schaute er auf und sagte mit einem leichten Anflug von Ungebulb in der Stimme:

„Wie mir scheint, führen Sie eine recht rege Korrespondenz, Archibald, wie?“

„D, nicht besonders, Mr. Jefferson, Carlos schreibt höchst selten, und wenn ich nicht gelegentlich etwas aus der Heimath von einem Freunde hörte, würde ich fast annehmen, ich sei drüben gänzlich vergessen,“ lautete der unbefangene Bescheid.

„Ihr Freund — hm — nicht wahr, Graf Schredenstein. Ich meine doch, diesen Namen bereits öfters gehört zu haben?“

„Jawohl, Mr. Jefferson,“ Archibald machte eine kleine Pause, wobei er sich zwang, ernsthaft zu bleiben. „Ja, gewiß, Georgy kennt ihn auch und wir haben öfters von ihm gesprochen. Also Schredenstein, theilt mir heute mit, daß er den Entschluß gefaßt habe, mich demnächst hier zu besuchen.“

„D, wirklich — das ist ja sehr — schön, wirklich anerkennenswerth,“ sagte der Amerikaner hastig, wobei er ziemlich unruhig auf dem Plage hin und her rückte und die auseinandergebreitete Zeitung wieder in die alten Falten zu legen sich bemühte. „Denn so ohne besonderen Grund — nur um einen guten Freund zu besuchen, reist ein deutscher Edelmann wohl selten nach Amerika.“

„Ohne Grund? Warum nehmen Sie so positiv an, daß Graf Schredenstein einzig und allein meinethwillen, um mich wiederzusehen hierher kommen wird?“ fragte der Prinz mit gut gespielter Verwunderung.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck oder Auszug verboten.]

Leberecht Fessels poetische Sendung.

Eine humoristische Studie von Dr. A. Römer (Berlin.)

In einigen wenigen Blättern stand kürzlich die Mittheilung, daß zu Waren in Mecklenburg der Volksdichter Leberecht Fessel im Alter von 88 Jahren gestorben sei; dem war hinzugefügt, daß der Ruhm dieses Mannes weit über die Grenzen des Ostpreussens gedungen sei, und daß u. a. der vormalige Großherzog Friedrich Franz II. und Feldmarschall Graf Moltke zu seinen speziellen Gönnern gezählt hätten.

Da keine Literaturgeschichte der Gegenwart und, wir glauben, auch keine der Zukunft Leberecht Fessels Namen verzeichnen wird, so mag es manchem, der eine Blicke in seiner Kenntniß moderner Dichter ausfüllen möchte, willkommen sein, die unvergleichlichen Poesieen jenes Mannes kennen zu lernen; sang doch von ihm einer der 30 000 berühmten deutschen Dichter:

Es war ein rechtes Gaudium,
Wie alles er in Aufrubr brachte;
Sein überraschtes Publikum
Stand staunend da und weint' und lachte.
Ist's möglich, so viel Schöpferkraft
In einem einzigen Gehirn?!
D gürt, behrte Meisterchaft,
Den Ruhmestranz um Lebrechts Stirne.
Darfst dem, der deinen Preis gewann,
Die Dichterkrone nicht versagen,
So laß auch diesen Wundermann
Des Sieges Lorbeer heimwärts tragen:
Du m s!!!

Dieses „Bums“ soll offenbar die „durchschlagende“ Wirkung der Geschoße andeuten, die Herr Lebrecht Fessel aus seinem Poetenföcher in die Welt geschandt hat — seine Gedichte liegen bereits in vierter Auflage vor . . .

„Hans Sachs war ein Schönmacher und Poet dazu.“ Auch unser Leberecht trieb außer der Poesie noch ein anderes Handwerk: er nannte sich „Korb- und Verflechter.“ Im übrigen hat seine „poetische Sendung“ nichts mit der des Nürnberger Volksdichters gemein.

Fessel ist einer ganz anderen Species der Poetengattung einzureihen. Es ist jene Art, die in Berlin durch den mähenmuwallen Mathias Weber glorreich vertreten wird.

Wenn er den Pegasus zum kühnen Ritte sattelte, so rief man bewundernd im Kreise der Verehrer:

„Nest' auf, o Welt, denn noch erstaunen
Muß einst das späteste Geschlecht,
Bestiegen wieder seinen Braunen
Hat unser großer Leberecht!“

Mit der Gönnerschaft des verstorbenen Großherzogs von Mecklenburg hatte es seine Richtigkeit, auch Kaiser Friedrich und Prinz Friedrich Karl sandten dem guten Leberecht Dankschreiben, und Graf Moltke wünschte ihm, daß er noch viele Jahre leben, Körbe flechten und dichten möchte. Die Berliner Südentenschaft ehrte den Volksdichter durch eine Adresse mit vielen Unterschriften. Kurz, es war ein ungeahnter Erfolg, und der Bielgefeyerte konnte in der Vorrede zur 3. Auflage mit Stolz erklären:

„Alle Welt wundert sich: Wie ist es nur möglich? Ich aber sage:

Das sind Gaben,
Die muß man haben!“

Wie überwältigend sind aber auch die Gedichte dieses Korb- und Verflechters, so z. B. gleich das erste, in dem er seine Familienverhältnisse darlegt:

„Zwei Frauen hab' ich verloren,
Elf Kinder sind mir geboren,
Wovon noch acht am Leben,
Dreie that Gott zu sich nehmen,
Die zu ernähren bei diesen theuren Zeiten
Sind für mich gewiß keine Kleinigkeiten.“

Neben den elf Kindern hat unser wackerer Leberecht aber noch in mitternächtiger Stunde manche Perle der Lyrik in die Welt gesetzt. Seine wunderbare Leyer gab bei jedem heiteren oder schmerzlichen Anlaß herzerreißende Töne von sich, namentlich reagierete sie auf Ereignisse, die des Dichters patriotisches Empfinden berührte. 1870 sang er kühn die Volkslied-Manier:

„Und Deiner Frau Eugenie,
Der geht es nicht viel weniger;
Verischleiert muß sie weichen,
Sich aus Paris 'raus schleichen“

Kullmanns Attentat auf den Fürsten Bismark entrang ihm ein Gedicht, worin es heißt:

„Als er ihm wollte das Leben rauben,
Streift er ihn bloß an dem Daumen,
Da er doch dicht vor ihm stand;
Hierin leben wir Gottes Hand.“

Und auf Kaiser Wilhelms Rettung bei Höbels verbrecherischem Anschlag schrieb unser wackerer Leberecht:



Als die Schüsse gingen los,
 Ei, wie war der Kaiser groß!
 Denn solch' ein Jubel, solch ein Leben,
 Man wollt' ihn rein in den Himmel heben.
 Ein Hurra!schrein, ein Wivat hoch,
 Denn alle waren von Herzen froh;
 Das nicht allein in Berlin,
 In ganz Deutschland, Petersburg und Wien.
 Daß ein Mann von 81 Jahren
 Hier noch so was mußt' erfahren."

Schwungvoll singt er an einem Sedanstage:

"Deutsche Brüder, ruft euch heiser:
 Hoch lebe Wilhelm unser Kaiser!
 Hoch alle deutschen Potentaten
 Von großen und von kleinen Staaten."

An diesem nationalen Festtage ist in Waren riesig viel los,
 es giebt Feuerwerk, Schauspiel, Bälle und Konzerte:

Manches Fäßchen Bier und Wein
 Soll heut unsere Festung sein,
 Von uns genommen werden ein.
 Alsdann wollen wir uns bemühen,
 Ein jeder nach seiner Wohnung ziehen,
 Wollen uns dort ins Bett hineinlegen
 Und danken Gott für seinen Segen!"

Den Einzug des großherzoglichen Fürstenpaares in Waren
 begrüßte der Dichter mit Jubel;

Kommt der Donnerstag heran,
 Ei, da freut sich Jedermann;
 Denn von Poenack
 Kommt in vollem Trab
 Unser hohes Fürstenpaar."

Auch an kleinen Ereignissen in der Vaterstadt ging seine
 Muse nicht schweigend vorüber. Die Einweihung des Heidel-
 bachschen Tanzsaales begeisterte ihn zu der Anerkennung:

Als er dieses Grundstück kaufte
 Sah es aus recht mies,
 Er hat es verwandelt zum Paradies."

Und bei einer Ausstellung in Waren schrieb er:

Auch das Wetter war sehr nett,
 Vorzüglich für Herrn Birkenstädt."

In einem Poem „Das Waldschloß“ singt der alte Praktikus:

Und tritt der Hunger bei uns an,
 Ist Karl Kapels ein echter Mann;
 Und kommen die Pfefferlinge
 Die kleinen gelben Dinge,
 Dann thu ich euch raten,
 Laßt eine Portion euch braten."

Ein Gefangensfest schilderte er in einem Gedicht, das stimmungs-
 voll anhebt:

Am 23. Juni in der Morgenstund
 Beehrte uns der Märkische Central-Sängerbund,
 Der Einmarsch der war wunderschön,
 So was haben wir noch nie gesehen.
 Ei, wie mußten wir uns genieren,
 Hätten wir unsere Stadt nicht sein lassen dekorieren."

Eine seiner Glangleistungen widmete Leberecht der Ein-
 weihung der Südbahn:

Heute wollen wir uns bemühen,
 Alle nach dem Bahnhof zu ziehn,
 Da können wir hinkommen, wo Citronen blühen.
 Heute zum ersten Mal
 Geht der Zug nach Südenbahl . . .
 . . . Auch die Herren Aktionär
 Wünsche ich recht viel Verlebr.
 Waren muß 'ne Weltstadt werden,
 Ebenso gut wie viele auf Erden;
 Alles was möglich war, hat man gethan,
 Hoch leben die Herren von der Südbahn!"

Der hinkende Bote kam aber nach, denn bald sang Leberecht:

Sie ist zu theuer und geht zu sacht,
 Es heißt mit ihr bald gute Nacht!"

Nun bekam auch Waren ein Kriegerdenkmal, und der lokale
 Volksdichter ließ sich also vernehmen:

Dank sei dem wohlthätlichen Magistrat,
 Der diese erhabene Stelle
 Dazu erkoren hat."

Wer denkt dabei nicht an Fritz Reuters „Läufchen“ von
 den alten Blücher,“ und den „Leuwen Peterowern“ und der Rede
 des Burenführers“.

„. . . Und müßen Dir die Pfeif' abnehmen,
 Die holde, die erhabne Pfeife,
 Die schön geschmückt mit rosenrother Schleife
 Zu Deinen hohen Füßen liegt."

Doch zurück zu unserem Leberecht. Dieser Prophet galt
 etwas in seinem Vaterlande; das sagt er selbst in einem schönen
 Liede, „Das Forstfest“ betitelt:

„Und der Musikdirektor Vener
 Erfreute sich alle ungeheuer.
 Als ziemlich alles war vorbei,
 Da kam noch ich erst an die Reih':
 Der Oberforstath war sehr galant,
 Nahm meine Bücher in die Hand;
 Ach bekam da schönes Moos,
 Wurde achtunddreißig los."

Aber Leberecht sang nicht bloß um Geld, er verschmähte
 auch andern Lohn nicht:

„Hat Ihnen mein Gedicht gefallen,
 Lassen Sie den Ruf erschallen:
 Friedrich, bringen Sie mal vor
 Zwei Weiße und zwei maison da nord."

Für unsern Volksdichter war vielleicht der Nordhäuser das,
 was andern Boeten der Wein bedeutet. Es ist kein Zweifel,
 daß sein herrlicher Cantus ihm den süßigen Lohn gebracht hat;
 enthält das Lied doch folgende Perle der Kleinmalerei:

„Denn er ist ein treuer Hund,
 Das thut er alle Tage kund;
 In erhalten ist er billig,
 Milch und Semmel frißt er willig;
 Fleisch und Knochen sucht er sich
 Bei Mariechen Heibelbach und Madame Friederich."

Das ist so eine Blumenlese aus den Werken des mecklen-
 burgischen Volksdichters, der uns Körbe und Verse fürs irdische
 Leben flocht, und den einst August Kohnmeyer congenial mit den
 Worten empfahl:

„Wer Goethe und Schiller nicht kann kaufen,
 Der muß zu Leberecht Fessel laufen!"

Ein frohlauniger Rostocker Student sandte ihm einst eine
 Art Huldbigungsadresse, — die in der neuen Auflage abgedruckt
 — mit den Worten beginnt:

„Hochgeborener Herr Leberecht!
 Tiefzuersehender Herr Fessel!"

Soeben in den Besitz ihrer unsterblichen, bahnbrechenden Werke
 werke gelangt, fühle ich mich auf das Unangenehmste getreten, Das
 Hochwohlgeborenen meinen tiefgefühlten Dank unterthänigst zu Füßen
 zu legen. So lange die Welt steht, gab es keinen Poeten, welcher
 mit solcher Kühnheit wie Sie, die zarten und ungewöhnlichsten Reime
 zur schönsten Harmonie vereinigte. . . . Sie haben aus langem
 Schlaf den Deutschen Dichtergenius aufgeweckt. Heil Deutschland, das
 einen solchen Mann hervorbrachte! Heil Mecklenburg, das jetzt neben
 Blücher, Moltke, Fritz Reuter auch einen Leberecht Fessel zu den Sei-
 nigen zählt. Heil endlich der Stadt Waren, deren künftige Bedeutung
 als Weltstadt Sie ahnend weisagen! . . .

Nun ist der Alte dahin, der uns so freudige Stunden be-
 reitet hat. Es wäre zu viel gesagt, wollte man behaupten:
 „Die Welt wird nimmer seines Gleichen sehn.“ Aber noch
 späte Geschlechter werden staunen, wenn sie seine Lieder hören,
 und aufrichtig ihm zustimmen:

„Das sind Gaben,
 Die muß man haben."

Ein grausiges Fest.

Aus Kairo schreibt die „Egypt. Corr.“: Eine der interessantesten
 Festlichkeiten, welche Kairo dem Fremden bietet, ist das sogenannte
 „Berberfest“, welches am zehnten Tage des arabischen Monats
 Moharrem stattfindet. Mit dem Moharrem, dessen erste zehn Tage
 heilig gehalten werden, beginnt das mohamedanische Jahr. Als ein
 ganz besonders großer Feiertag wird der 10. Moharrem betrachtet,
 an welchem nach islamitischer Glaubenslehre Noam und Eva nach
 ihrer Vertreibung aus dem Paradiese zum ersten Male wieder zu-
 sammengekommen sein sollen und Noah seine Arche verlassen haben
 soll. Die Hauptbedeutung dieses Tages für die Schiiten, jene mohame-
 danische Sekte, welcher die Berber angehören, liegt indessen darin, daß
 der Jahrestag der Schlacht bei Kerbella, in welcher Hussein ein Enkel
 des Propheten, seinen Tod fand, ebenfalls auf den zehnten Moharrem
 fällt. Hussein war ein Sohn des Ali, des Schwiegerohnes des
 Propheten, den die Schiiten neben oder sogar noch über Mohammed
 stellen. Eine große Moschee ist in Kairo dem Andenken der beiden
 Brüder Hussein und Hassan geweiht; eine Säule derselben soll den Kopf
 des gefeierten Helden enthalten, den man nach der Schlacht bei Kerbella
 vom Kumpfe trennte und in einem grünseidenen Beutel nach Kairo
 brachte. Diese Moschee ist für die Versammlungsort für die zahlreich
 Gläubigen — Berber —, welche an der Feier des zehnten Moharrem
 theilnehmen. Sie verrichten hier ihre Andachtsübungen und begeben
 sich dann nach Dunkelwerden in feierlichem Aufzuge durch die
 Straßen des arabischen Viertels nach der sogenannten Berbermoschee



Der Weg ist dichtgedrängt besetzt mit Zuschauern, die dem ebenso eigenartigen wie abstoßenden Schauspiel beizuwohnen wollen. Der Zug wird durch Polizisten geleitet, welche mit ihren kurzen Knippen unbarmherzig auf Alles, was nicht an der Seite der Häuser aufgestellt ist, einbauen. Eine wahre Panik entsteht unter den betrunkenen Muslimen und Jeder sucht sich unter den betrunkenen in Sicherheit zu bringen. Diejenigen, welche an der Seite der Straße keinen Platz finden, werden so lange mit Stockschlägen traktiert, bis sie sich der Menschenmauer eingefügt haben. Dem Zuge voran schreiten einige Knaben mit Fackeln, deren rothes Licht in der dunklen Straße auf den bunten Gewändern der gaffenden Mohamedaner einen eigenhümlichen Glanz hervorruft. Bannerträger und Koranfänger, welche sich zu ihrem eintönigen Gesang im Takte mit der flachen Hand auf die Brust schlagen, schließen sich ihnen an. Mehrere weißgekleidete Knaben folgen, von denen zwei, auf buntgeäumten Pferden sitzend, die Brüder Hussain und Hussain vorstellen sollen. Gesicht und Kleider aller tiefen von Blut. Man hat ihnen kurze, breite haar-scharfe Schwerter in die Hand gegeben, mit denen sie sich beständig in die Stirn schlagen, so daß ihnen das Blut stromweise über die Ge-wänder rinnt. Einer von ihnen mag sich eine Ader geöffnet haben, denn man hat ihm die Stirn verbunden. Aber trotzdem das Blut noch gemaltig unter der Wunde hervorströmt, schlägt er immer von Neuem dagegen. Es ist ein entsetzlicher, furchtbar aufregender Anblick. Und jetzt kommt der Glanzpunkt des ganzen Festes! In zwei langen, durch die Breite der Straße von einander getrennten Reihen die Gesichter der Mitte des Weges zugewandt, schreiten ungefähr 60 weißgekleidete Perser einher. Während sie sich mit der linken Hand am Gürtel ihres Nebenmannes halten, schwingt die Rechte im Takte zu der Gebeten, welche sie singen, unaufhörlich das scharfe Schwerdt. Alle mögen vorher Haschisch geraucht haben, um sich in die nötige Begeisterung zu versetzen. Viele — es befinden sich einige betagte Leute mit weißen Bärten darunter — sind bereits so entkräftet und schwanken so bedenklich, daß man jeden Augen-blick befürchtet, sie hinstürzen zu sehen. Zwischen den beiden Reihen, in der Mitte der Straße, marschieren Fackelträger und die auf- und niederzudrehenden Flammen spiegeln sich auf den glänzlich verzerrten Ge-sichtern und blutdurchdränkten Gewändern wieder. Manchem der „Andächtigen“ sind die Augen vollständig vom Blut verklebt. Anderen läuft der Strom in den Mund und ruft, verbunden mit dem qual-mendenden Naude der Fackeln, wahre Erstickungsanfälle hervor. Andere gleichfalls mit Schwertern bewaffnet, gehen neben den Fackelträgern einher und sprechen, sobald einer von den Gläubigern in seiner grauen-vollen Thätigkeit zu ermatten scheint, zu erneutem Eifer an. Ihr Amt ist auch, die Schwerverletzten zu verbinden. Sehen sie, daß sich einer eine gefährliche Wunde zugefügt hat, reißt sie ihm einen Fetzen vom Kleide und wickelt ihm denselben um die Stirn. Es ist keine Seltenheit, daß manche der Theilnehmer an den sich zugefügten Wunden sterben. Sie „kommen alsdann sofort ins Paradies“ und ihre Grab-stätte wird von allen Gläubigen hoch verehrt.

Allerlei.

Es giebt doch noch Treue und Ehrlichkeit in der Welt, wie ein Vorfall beweist, den Pariser Blätter wie folgt erzählen: Der Polizeieinspektor Capiaumont, eine ehemalige Wasser-ratte, kam am Mittwoch auf dem Seinedampfer mit einer Frau Deder aus Boulogne zurück, die er ins Gefängnis einzuliefern hatte, wo sie 10 Tage für Beamtenbeleidigung abtun sollte. An der Concordebrücke sahen die Passagiere des Dampfers sich ein Individuum ins Wasser stürzen, das verzweifelt mit den Wellen rang. In Capiaumont regte sich das alte Seebärenherz, er sagte zu Frau Deder: „Wenn ich allein wäre, würde ich mich unzerlegt ins Wasser werfen und den Unglück-lichen retten“. Diese erwiderte: „Opfern Sie sich, ich werde Sie bei der Haltestelle des Justizpalastes erwarten und schwöre Ihnen, nicht auszureichen.“ Darauf hin sprang Capiaumont ins Wasser, nachdem er seine Oberkleider seiner Gefangenen anvertraut hatte. Er mußte einigemal tauchen, und war schon so glücklich, den Verzweifeltsten bei den Kleidern zu fassen, als eine Rettungsbarke so heftig gegen ihn aufbubr, daß er den Selbstmörder wieder fahren lassen mußte. Auf's Neue tauchte der Unerschrockene, aber vergeblich. Seine Kräfte waren völlig erschöpft und man hatte alle Mühe, den braven Mann auf einen Kahn zu ziehen, der zu guterletzt noch beinahe von einem aus der anderen Richtung kommenden Dampfer überfahren worden wäre. Die Menge bereite dem Retter eine herrliche Ovation, aber dieser war untröstlich darüber, den Unglücklichen nicht gerettet zu haben. Er machte sich aber nun eilends nach der Haltestelle des Justizpalastes auf, wo er denn auch die Frau Deder, ihrem Worte getreu, harrend vor-fand. Sie überreichte ihm seine Oberkleider, in deren einer Tasche sich der gegen sie erlassene Haftbefehl befand. Sie wurde vor den Chef der Sicherheitspolizei geführt, der von ihrer Ehrlichkeit und Treue so gerührt war, daß er sie sogleich provisorisch in Freiheit setzte und ihr selbst die Mittel und Wege angab, um das gegen sie in contumaciam gefällte Urtheil umstoßen zu lassen, wobei er gleichzeitig versprach, zu ihren Gunsten wirken zu wollen. Für den nächsten Capiaumont hat der Polizeipräsident eine Rettungsmedaille verlangt.

Die Cigarre des Zaren. Zur Zeit der letzten Anwesenheit Kaiser Alexander III. von Ausland hatte der Tischlermeister R. in einem der Zimmer des hohen Gastes während dessen momentaner Ab-wesenheit verschiedene Maße zu nehmen, da in dem betreffenden

Zimmer ein Podium aufgestellt werden sollte. Hierbei überraschte ihn Kaiser Alexander. Derselbe ließ sich mit dem biederem Handwerker in ein Gespräch ein und entließ ihn, nachdem er ihn mit einer Cigarre beschenkt hatte. Diese Cigarre war fortan für den Tischlermeister ein Heiligthum. Auf einem Sammetpolster unter einer Glasglocke liegend, zierte sie die „gute Stube“ des glücklichen Besitzers, welcher einem Jeden, der ihn, und so oft er ihn besuchte, sein Kleinod zeigte und die Geschichte desselben umständlich erzählte, natürlich mit der nöthigen Anzahl „da sagt' er“ und „da sagt' ich“. Aber Meister R.'s Glück sollte nicht ewig dauern. Sein Sohn, ein Junge von 14 Jahren, von einem unermeßlichen Wissensdrang erfüllt, hatte es sich in den Kopf gesetzt, zu erfahren, wie eine kaiserliche Cigarre schmecke. Er legte sich in den Besitz eines Glimmstengels, welche in Form und Farbe der Ehren-Cigarre seines Erzeugers täuschend ähnlich sah. Die Pfalzer vertauschte er mit dem edlen Kraute und dampfte am verborgenen Orte lustig darauf los. Zu seinem Unglück kam sein um zwei Jahre jüngerer bester Freund dazu, den er ein paar mal daran ziehen ließ. Hierdurch gelangte aber der ganze Sachverhalt zur Kenntniß eines Bekannten des Tischlermeisters. Als dieser Bekannte den letzteren ein-mal wieder besuchte, und von ihm zum so und sovielten Male die Geschichte der Cigarre hörte, bestritt er einfach deren Echtheit als Kaisercigarre. Der Tischlermeister wurde zuerst furchbar aufgebracht. Als er aber den Zusammenhang der Dinge erfuhr, gab er kleinlaut zu, daß ihm die Cigarre in den letzten Tagen selbst verdächtig vorgekommen sei; es fehlten nämlich zwei Nagen an der Decke. Mit der Kaiser-Cigarren-Echtheitlichkeit war es nun natürlich aus. Während die Erbscigarre wüthend aufgepaßt wurde, wanderte das Sammetpolster in die Kumpel-kammer; die Glasglocke führt dagegen jetzt ein höchst praktisches Dasein in der Speisekammer.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Frauenfleiß überwindet alles!** Glänzender denn je bewährt sich in unseren Tagen dieses Wort, wo so viele Frauen und junge Mäd-chen darauf angewiesen sind, für ihren Unterhalt selbst zu sorgen. Ein Blatt, welches mit dieser volkswirtschaftlichen Bedeutung des Frauen-fleißes auch seine ästhetische Seite heroorleht, d. h. mit dem Nüchternen das Angenehme verbindet, ist das im Verlage von John Henry Schöner, Berlin W., erscheinende Handarbeiten-Blatt für die Familie „Frauen-fleiß“, von welchem soeben die August-Nummer zur Ausgabe gelangt. Schön und doch praktisch, theilweise naturgroß und doch bis in's feinste Detail ausgeführt, sind die 76 herrlichen Vorlagen dieser Nummer, welche außer einem prächtigen Farbendruck — Dessin zu einem länglichen Nacktessen im orientalischen Geschmack — noch eine zweite Beilage mit naturgroßen Handarbeiten-Ab-bildungen und einer vorzüglichen Kunstarbeit — Korb-schnitt — beige-gaben ist. Alles was Frauenfleiß erzeugen kann, und das ist ein unendlich weites Gebiet, findet in „Frauenfleiß“ eine Sammelstätte und die vollendetste Wiedergabe. Trotzdem beträgt der Abonnements-preis nur 75 Pfg. vierteljährlich. Eine von irgend einer Buchhand-lung erforderte Gratis-Probenummer wird den gebiegenden Werth dieses Blattes außer Zweifel stellen.

— **Kriegs-Erinnerungen.** Wie wir unser Eisen Kreuz erwerben, bearbeitet von F. von Dinklage-Kampe, Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W., 15 Lieferungen à 50 Pfg.

In dem soeben erschienenen zweiten Heft dieses Lieferungs-Bracht-werkes erzählt der Lambour von Le Bourget, einer jener Helden, die aus der Masse der Streiter im Augenblick der Noth hervortretend, mit Einsetzung ihrer Person Schlachten gewinnen helfen, wie er bei Le Bourget seine Kameraden zum Vorgehen mit sich forttrieb. Es zeigt sich immer deutlicher, ein wie glücklicher Gedanke es war, die heroor-ragenden Kämpfer von 1870/71 als Mitarbeiter für eine sich aus ein-zelnen Episoden zusammensetzende Geschichte des großen Jahres zu ge-winnen. Da berichtet der Unteroffizier Kaiser, wie er den Grafen Sierstoff aus dem Todesritt der Brigade Bredow bei Nonville her-ausgerettet, da theilt der Unteroffizier Martin mit, wie bei Vapaume die Bataillonsfabne gerettet und bei Magny vor Metz einen feindlichen Patrouillenhund mit der Schlinge gefangen und als Ueberläufer in deutsche Dienste genommen. Grobartige Schlachtgemäude und ergreifende Einzelbilder, Ernst und Humor wechseln in feinelnder Weise ab und geben ein buntes, mosaikartig zusammengestelltes Gesamt-Tableau der Ereignisse, die mit der Neubegründung des deutschen Kaiserreichs ab-schlossen. Die Illustration des Wertes ist eine überaus glänzende. Neben den Portraits der heldenhafte Mitarbeiter und den eingetretten Textillustrationen treten meisterhafte Vollenbilder, wie Th. Hocholls „Todesritt von Nonville“ und Georg Bleibtreus „Schlacht bei Granelotte“ hervor. Als Gratablatt liegt der Lieferung ein muntervoller Aquarell-Farbendruck bei: „Die Bayern vor Paris unter General von Hartmann“ nach dem Original von Georg Bleibtreu. Unter der zahl-reichen Jubiläumslitteratur nimmt das Wert: „Wie wir unser eiser-n Kreuz erwerben“ eine in seiner Eigenart einjige Stellung ein, weil es dem bekannten Material absolut Neues, aus eigener Anschauung heraus Berichtetes hinzufügt. Das originelle Buch sollte in keinem patrioti-schen Hause fehlen als deutsche Ruhmeschronik, den Mitlebenden zum Gedächtniß, dem jugendlichen Nachwuchs zur Nachahmung.

